Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 31 (1989)

Artikel: Wer soll dir Mut machen am Abend?

Autor: Müller, Paul Emanuel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555662

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wer soll dir Mut machen am Abend?

von Paul Emanuel Müller

Vielleicht müssten wir die Augen von Kindern haben, diese grossen, immer ein wenig fragenden, aber gleichzeitig auch umfassenden Augen. Erhält nicht alles, was Kinder anschauen, einen Bezug zueinander? Da gibt es nichts Totes. Gewachsenes und Gemachtes sind eins. Und wo wir von grossen Erscheinungen reden, da wird ihnen alles persönlich und verständlich. Der Nebel ist ein Kleid, der Abend eine fast menschliche Gestalt, und der Baum erhält Arme und Füsse. Wahrscheinlich haben sie recht, die Kinder! Sollte nicht alles, was sich ausserhalb von uns an Wesentlichem ereignet, auch in unserem Herzen geschehen? Die Phantasie, welche die Wirklichkeit in uns hinneinnehmen kann, ist besonders den Kindern geschenkt. Wir aber wollen sie wieder lernen, damit auch wir auf diese ganz besondere Kinderart reich sein dürfen.

Oft haben die Dichter solche Kinderaugen und eine so bereichernde Kinderphantasie. In den Jahren 1894 und 1895 hat Christian Morgenstern einen Zyklus von Dichtungen geschaffen, dem er den Titel «In Phantas Schloss» gegeben hat. Schon nach den ersten Zeilen merken wir, dass mit Phanta die alles belebende Phantasie gemeint ist und dass dieses Schloss im Herzen liegt, in jedem Herzen.

Abenddämmerung

Eine runzelige Alte,
schleicht die Abenddämmerung,
gebückten Ganges
durchs Gefild
und sammelt und sammelt
das letzte Licht
in ihre Schürze.

Vom Wiesenrain,
von den Hüttendächern,
von den Stämmen des Walds,
nimmt sie es fort.
Und dann
humpelt sie mühsam
den Berg hinauf
und sammelt und sammelt
die letzte Sonne
in ihre Schürze.

Droben umschlingt ihr
mit Halsen und Küssen
ihr Töchterchen Nacht
den Nacken
und greift begierig
ins ängstlich verschlossene
Schurztuch.
Als es sein Händchen
wieder herauszieht,
ist es schneeweiss,
als wär es mit Mehl
rings überpudert.

Und die Kleine,
längst gewitzt,
tupft mit dem
niedlichen Zeigfinger
den ganzen Himmel voll
und jauchzt laut auf
in kindlicher Freude.
Ganz unten aber
macht sie einen grossen,
runden Tupfen –
das ist der Mond.

Mütterchen Dämmerung
sieht ihr mit mildem
Lächeln zu.

Und dann geht es
langsam
zu Bette.

Das ist ein Märchen. Und das ist auch Wirklichkeit. Am Abend gehen wir mit der runzligen Alten durch die Welt. Und wir sehen endlich alles sehr genau und ganz, an dem wir tagsüber wegen unserer Geschäftigkeit achtlos vorbeigegangen sind: die Wiese, die Hütten, die Bäume, den Wald. Und ist es nicht unvergesslich, das Bild von der Alten, welche das Licht in ihrer Schürze sammelt? – So unvergesslich wie das andere Bild, das von dem kleinen Mädchen, das mit seinem Lichtfinger Sterne auf den Himmel tupft und einen grossen, runden Mond malt. So muss man das sehen können, wenn man erleben will, wie am Abend das Licht vertauscht wird und alles, was unsichtbar war über und unter uns, seinen Glanz erhält.

Manches Rätselhafte vollzieht sich am Abend. Da erwachen die Najaden, die Nymphen, die geheimnisvollen, schattenhaften, schattenleichten Töchter des Göttervaters Zeus. Sie stehen auf aus den murmelnden, verborgenen Quellen, sie lösen sich aus den flüsternden Bäumen und gehen an ihre Arbeit, die ihnen zugewiesen ist wie uns die unsere. Christian Morgenstern weiss davon, singt davon und lächelt dabei:

Die Weide am Bache

Weisst du noch, Phanta,
wie wir jüngst
eine Nyade,
eine der tausend
Göttinnen der Nacht,
bei ihrem Abendwerk
belauschten?

Einer Weide
half sie, sorglich
wie eine Mutter,
ins Nachthemd,
das sie zuvor
aus den Nebel-Linnen des Bachs
kunstvoll gefertigt.
Ungeschickt
streckte der Baum die Arme aus,
hineinzukriechen
ins Schlafgewand.

Da warf es die Nymphe
lächelnd ihm über den Kopf,
zog es herab,
strich es ihm glatt an den Leib,
knöpfte an Hals und Händen
es ordentlich zu
und eilte weiter.

Die Weide aber,
in ihrem Nachtkleid,
sah ganz stolz
empor zu Luna.
Und Luna lächelte,
und der Bach murmelte,
und wir beide,
wir fanden wieder einmal
die Welt sehr lustig.

Kindergeschichten! – Vielleicht – und warum nicht? Ach, könnten wir es doch wieder gewinnen, das Kinderland. Ach, könnten wir doch wenigstens nur, wie Kinder das tun, wieder einmal auf einer Türschwelle sitzen und hinausschauen in den Abend, nichts tun als schweigen und schauen und dann so werden wie der Abend, so still und begreifend.

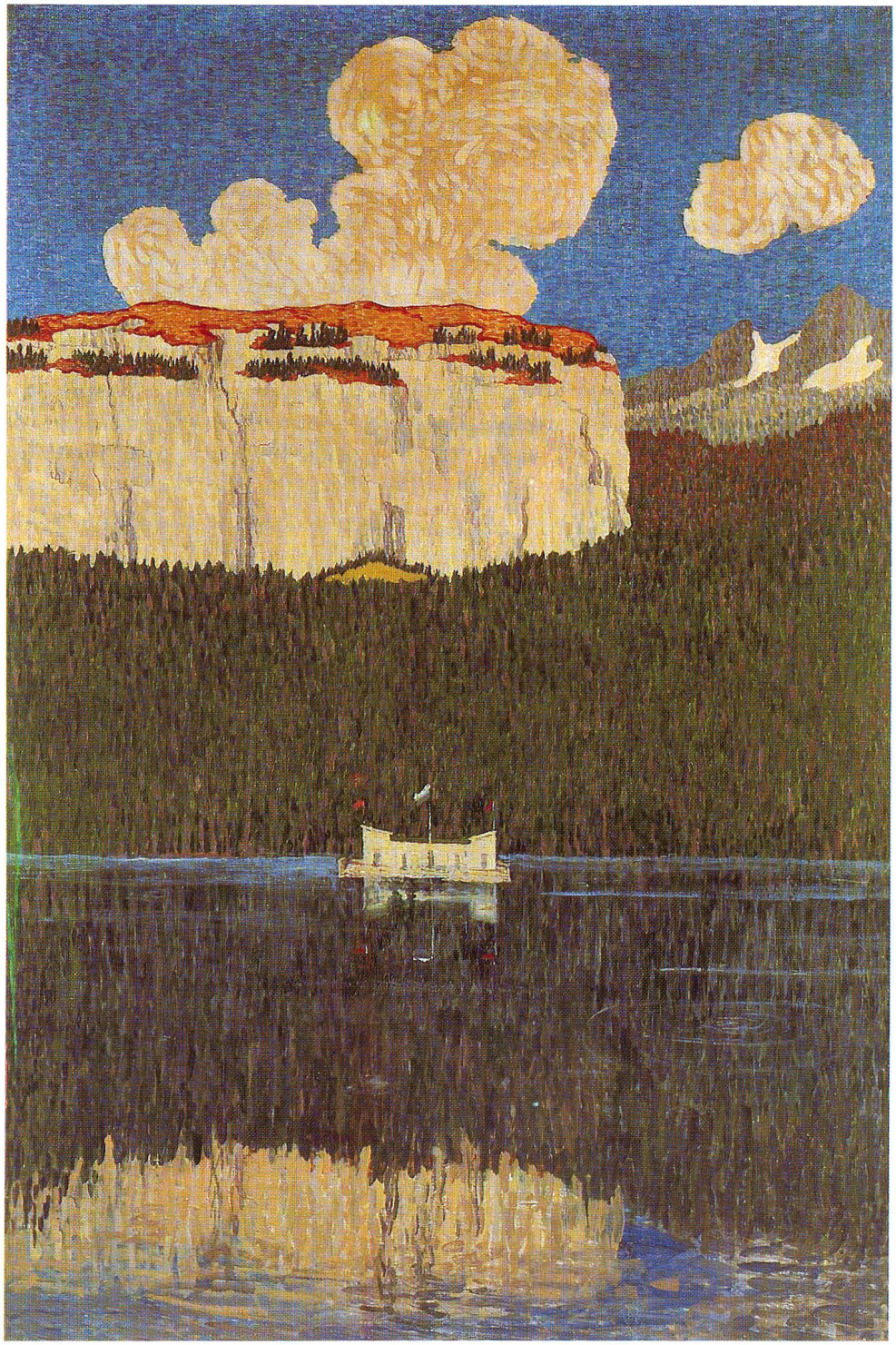
Am Rande

Manchmal auf einer Schwelle sitzen,
ausruhn vom Gehn, das nicht ankommt,
die Tür hinter dir und nicht klopfen.

Alle Geräusche wahrnehmen
und keines verursachen.
Das Leben, das dich nicht annimmt, erhören:
im Haus, auf der Strasse,
das Herz der Maus und des Motors,
die Stimmen von Luft und Wasser,
die Schritte des Menschen, der Sterne,
das Seufzen von Erde und Stein.

Manchmal setzt sich das Licht zu dir
und manchmal der Schatten,
treue Geschwister.
Staub will nisten auf dir
und unbetretbarer Schnee.

Langsam unter der Zunge
wärmt sich dein letztes Wort.



Giovanni Giacometti: Der rechte Teil des Panoramas
mit dem Caumasee und der im Jahre 1880 erstellten Badeanstalt.

Das ist ein Gedicht von Christine Busta, ein sehr grosses und ein sehr starkes modernes Gedicht. Die Schwelle wird als Zwischenbereich erfahren, so wie die Dämmerung – zwischen den Geräuschen, zwischen den Räumen, zwischen den Bildern, zwischen Licht und Schatten, zwischen dem Leben, mitten im Leben. Wenn wir uns nur einmal ausserhalb des Treibenden stellen könnten, wenn wir uns doch nur einmal erlaubten, nicht nur Handelnde sein zu wollen, wie gross müssten wir dann nicht werden, von innen her gross! Alle Geräusche der Welt, alle Trauer und alles Licht der Welt, ihre belebende Luft, ihr nährendes Wasser und die Weite der Sterne, sie wüchsen in uns hinein, während wir alt werden dürften, während wir das letzte Wort finden dürften, eine reife Frucht, die alles ausspricht, was mit dem Leben gemeint ist.

Wer das kann, ist dem Dasein des Kindes sehr nahe. Und so erstaunt es uns auch nicht, wenn wir hören, dass Christine Busta ein zauberhaftes Kinderbuch geschrieben hat, mit wunderzarten, melodienreichen Versen, zu denen Johannes Grüger sehr einfache und gerade deshalb in den Augen, in den Kinderherzen haftende Bilder schuf. Schon der Titel klingt wie aus einem längst vergessenen Märchen: «Die Sternenmühle». Ja, und manches Gedicht darin hat der Abend hervorgelockt.

Was Sandmännchens Frau tut

Der Sandmann aus der Sternenmühle
schleppt schon den Schlummersack gebückt.
Vorm Mühltor in der Dämmerkühle
sitzt seine stille Frau und strickt
Schlafhauben, ganz aus Veilchenwolle,
in die sie buntes Traumgarn stickt
voll Vögeln, Hasen, Faltern, Fischen,
dass sie uns nachts nicht mehr entwischen.
Ein weisses Mondschaf der Frau Holle
ist auch dabei und blökt beglückt,
weil sie's mit Glockenblumen schmückt.

Da wollen wir nicht vorbeigehen jetzt. Wir wollen ein wenig bei diesen Bildern verweilen. Die Vögel, die Hasen, die Falter, die Fische – sie sollen also bei uns bleiben, alle die lieben Tiere, hineingezaubert sollen sie werden in unsere Träume, in welchen es nach Veilchen duftet und durch die das Mondschaf schreitet, mit nickenden kleinen, blauen Glockenblumen geschmückt. Wem gehört dieses Tier? Der Frau Holle natürlich, dieser vertrauten Märchengestalt. Sie stürzt ja den jungen Menschen durch den Brunnen hinab in die eigene Tiefe. Und dort findet er dann die gebackenen Brote und die reifen Früchte – die Sinnbilder der eigenen Ganzheit. Und dort schüttet er den Schnee aus dem Fenster, dieses zwar kalte aber doch auch liebe, weiche Element, in dessen Weiss Himmel und Erde verbunden sind, fast wie im Dämmerlicht, das ja auch all das zusammennimmt, was sonst getrennt erscheint.

Abend

Der Abend wechselt langsam die Gewänder,
die ihm ein Rand von alten Bäumen hält;
du schaust: und vor dir scheiden sich die Länder,
ein himmelfahrendes und eins, das fällt;
und lassen dich, zu keinem ganz gehörend,
nicht ganz so dunkel wie das Haus, das schweigt,
nicht ganz so sicher Ewiges beschwörend
wie das, was Stern wird jede Nacht und steigt –
und lassen dir (unsäglich zu entwirrn)
dein Leben bang und riesenhaft und reifend,
so dass es, bald begrenzt und bald begreifend,
abwechselnd Stein in dir wird und Gestirn.

Auch in diesem Gedicht von Rainer Maria Rilke erinnert manches an das Kinderland und die Märchen. Da ist ja auch von Gewändern die Rede. Nur dass die Rollen jetzt vertauscht sind. Die alten Bäume halten dem Abend die Gewänder. Und während wir zuschauen, wie sie gewechselt werden, erkennen wir, dass da zwei Länder vor uns sind. Wie jede Nacht, so erhebt sich auch jetzt das eine, um ewig zu werden, um Stern zu werden, während das andere zurückbleibt und dunkel und dunkler wird. Und dann zieht Rilke den Vergleich mit dem Leben. Steht es nicht immer wieder zwischen diesen zwei Ländern? Möchte es nicht immer gleichzeitig das Ewige, das Unbegrenzte, Freie und das Begrenzte, das Irdische? Dieses doppelte Wollen, das uns jeweilen am Abend besonders bewusst wird, das in unser Herz gelegt ist,

macht uns bang. Sind wir tatsächlich Stein und Stern in einem?

Christian Morgenstern entscheidet sich für die Sonne:

Unaufhaltsam
sinkt die Sonne
hinter der Berge
frierende Wände;
aber noch lange
leuchtet der Himmel
Erinnerung,
und kein Wolkengedanke
weilt auf der weiten Stirn,
der nicht von ihr
in goldenen Gluten
zeugte.

Die Abendsonne sendet das kostbarste Licht. Sie macht, dass die Dinge von innen her leuchten. Am Abend möchte mancher ein Vogel sein und der Sonne folgen, dass er sie immer vor sich hat, scheidend und golden über der durch sie vergoldeten Welt.

Betrachte, wie in Abendsonne-Glut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O dass kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh im ewgen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füssen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in goldne Ströme fliessen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ewges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen, sie entweicht.
Ach! Zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Dass sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Diese Worte hat Johann Wolfgang Goethe seinem Faust in den Mund gelegt, Worte der ewigen, unstillbaren Sehnsucht. Die Sonne, welche die Quelle des Lichts und die Erregerin des Lebens ist, ist ja auch immer Sinnbild des Geistigen, ja des Göttlichen, das alles Gewachsene, Gemachte, Gewordene durchdringt und sein Wesentliches offenbar macht. Und ihr Aufgehen und Niedersinken zeigt uns jeden Tag erneut, dass es zwei Reiche gibt, den Himmel und die Erde, das Licht und das Dunkel. Faust möchte sich für das Helle entscheiden. Deshalb wünscht er sich Flügel. Die Sonne macht die Erde schön. Der Silberbach fliesst unter ihrem Scheinen in goldne Ströme. Aber es geht ihm um mehr. Es geht ihm um das Letzte, um das, was mit dem Licht gemeint ist. Lerche, Adler und Kranich, sie können am Abend nach Hause finden. Faust aber bleibt zurück mit seinem drängenden, nie erfüllbaren Streben.

Und wenn sie untergegangen ist, die Sonne, was bleibt dann? Mancher möchte sie zurückhalten und zurückhaben. Noch lange bleibt seine Seele trunken von der lichtvollen Herrlichkeit.

Sonnenuntergang

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ists
Dass ich gelauscht, wie goldner Töne
Voll, der entzückte Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Für Friedrich Hölderlin ist die Sonne eine jugendliche Gottheit. Und er kann gut verstehen, dass sie seine Welt verlassen hat, denn die Welt, in der er lebt, wird dem Licht nicht mit der Frömmigkeit und Ehre begegnen, die es verdiente. – Also die Nacht!

Ja, das ist der andere Abend, der Abend jenseits der Märchen und jenseits des Lichtes. Georg Trakl kennt ihn wohl. Er führt ihn durch das friedliche Glockenläuten unter herbstli-

chen Vogelzügen an den Rand des Jahres und des Lebens.

Verfall

Am Abend, wenn die Glocken Frieden läuten,
Folg ich der Vögel wundervollen Flügen,
Die lang geschart, gleich frommen Pilgerzügen,
Entschwinden in den herbstlich klaren Weiten.

Hinwandelnd durch den dämmervollen Garten
Träum ich nach ihren helleren Geschicken
Und fühl der Stunden Weiser kaum mehr rücken.
So folg ich über Wolken ihren Fahrten.

Da macht ein Hauch mich von Verfall erzittern.
Die Amsel klagt in den entlaubten Zweigen.
Es schwankt der rote Wein an rostigen Gittern,

Indes wie blasser Kinder Todesreigen
Um dunkle Brunnenränder, die verwittern,
Im Wind sich fröstelnd blaue Astern neigen.

Kalter Verfall, auch er kann Verzauberung und Versuchung sein. Die entlaubten Zweige, das rote Weinlaub über rostenden Gittern, die verwitterten dunklen Brunnenränder, auch sie sprechen ihre eigenartige Schönheit aus. Wenn nur die fröstelnden blauen Astern nicht wären! Sie erinnern an den Todesreigen blasser Kinder.

An der Schwelle zu unserer Zeit, welche die Historiker die Neuste Zeit nennen, wird der Abend krank und kalt. Wer oder was trägt die Schuld daran? – Vielleicht wissen auch da die Schriftsteller eine Antwort darauf.

Wolfgang Borchert singt ein ganz eigenartiges Abendlied. Es spielt in der Stadt, und sie wird lebendig. Eigentlich ist es ein Zwiegespräch zwischen der Mutter und ihrem Kind in der sinkenden, späten Dämmerung.

Abendlied

Warum, ach sag, warum
geht nun die Sonne fort?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
da geht die Sonne fort.

Warum, ach sag, warum
wird unsre Stadt so still?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
weil sie dann schlafen will.

Warum, ach sag, warum
brennt die Laterne so?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
da brennt sie lichterloh!

Warum, ach sag, warum
gehn manche Hand in Hand?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
da geht man Hand in Hand.

Warum, ach sag, warum
ist unser Herz so klein?
Schlaf ein, mein Kind, und träume sacht,
das kommt wohl von der dunklen Nacht,
da sind wir ganz allein.

Warum – so fragt das Kind, so fragen Kinder überall und immer. Aber Borcherts Kinderfrage wird von jenem «Ach» begleitet, das Ausdruck tiefer, kaum begründbarer Traurigkeit ist, über die weder die Laternen, noch die verschlungenen Hände der Liebenden hinwegtrösten können. Und die Mutter kann nicht anders, als diese Traurigkeit noch vergrössern. Ihre Nacht kennt keine Sterne mehr. Und ihre Träume sind höchstens Zeitvertreib, eine Ablenkung für die Kinder, damit sie nicht verzweifeln müssen, bevor ihr Leben nur begonnen hat.

Am späten Abend

Mein Singvogel entflog.
Wohin ich auch horche,
es findet sich niemand,
diesen Abend zu loben.

Das Gespräch nebenan
oder ein fernes Gelächter
können mich nicht täuschen,
während der Abend sich langsam verkürzt.

In einer Stunde oder zwei
werden wir uns auf die Stille einlassen,
gemeinsam und allein,
zwischen Wand, Wand und Wand . . .

Wohin ich auch horche,
mein Singvogel ist tot.
Ein schneidender Frost schärft
die weisse Sichel über uns.

Wände, kalter, schneidender Frost. Der moderne Mensch lebt in der Isolation. Sein Gelächter ist falsch. Er belügt auch sich selber damit. Oft genug verdeutlicht sogar die Gemeinsamkeit leider nur allzu stark, dass wir unverstanden sind und allein. Was in mir singen möchte, dieser scheue, arme, kleine Vogel, so sagt Rainer Brambach in diesem Gedicht, ist tot. Und der Mond spinnt keine Silberfäden mehr. Er hat seinen Zauber verloren. Er gleicht einer Sichel, einer weissen, sehr scharfen Sichel. Sie hängt über jedem.

Der Mann in der blauen Jacke

Der Mann in der blauen Jacke,
der heimgeht, die Hacke geschultert, –
ich sehe ihn hinter dem Gartenzaun.

So gingen sie abends in Kanaan,
so gehen sie heim aus den Reisfeldern von Burma,
den Kartoffeläckern von Mecklenburg,
heim aus den Weinbergen Burgunds und kalifornischen
Gärten.

Wenn die Lampe hinter beschlagenen Scheiben
aufscheint,
neide ich ihnen ihr Glück, das ich nicht teilen muss,
den patriarchalischen Abend
mit Herdrauch, Kinderwäsche, Bescheidenheit.

Der Mann in der blauen Jacke geht heimwärts;
seine Hacke, die er geschultert hat,
gleicht in der sinkenden Dämmerung einem Gewehr.

Hier malt Günter Eich das Bild, das der Zweite Weltkrieg geprägt hat, eingeprägt hat in unsere Herzen – unauslöschbar. Alles erinnert seither an Mord, sogar die Hacke, die doch eigentlich der Fruchtbarkeit und also dem Leben dient. Ist nicht alles bereit für den Samen, für das Wachstum, für Frucht und Nahrung: die Reisfelder von Burma, die Kartoffeläcker von Mecklenburg, die Weinberge Burgunds, die kalifornischen Gärten? Rings um die Erde läuft ein Band von braunem Ackerland. Eigentlich braucht es nichts als eine Hacke, und alle haben zu essen, und alle haben ihren ländlich guten Abend mit Herdrauch, Kinderwäsche und Bescheidenheit. Aber die Hacke erinnert in der Dämmerung an ein Gewehr, verrät, dass der Mensch ein Mörder ist.

Sollen wir verzweifeln?

Wenn der Abend kommt
Wenn der Schatten des Berges
In den wir gebettet werden
Den Strand überfällt
Erscheinen am Felsenvorsprung
Die schwarzen Barken
Voll regungslos stehender Männer
Und biegen landeinwärts.
Leise ticken die Uhren Vergänglichkeit.

Wenn der Abend kommt
Wird am Strande der Thunfisch geschlachtet
Die Händler wiegen und schreien
Zu den Bergen herüber.
Im Sande vertrocknen die schillernden Eingeweide.
Die Uferwelle ist rot von Blut.

Sieben herrische Töne
Singt die Harfe des Himmels
Jeder von tieferem Blau
Und einmal ums andre
Wirft sie uns Sterne herab
Die bewegen sich zitternd
Zur Rechten zur Linken
Weichen den Rudern aus
glänzen wie Irrlicht
Bezeichnen geheimnisvoll
Orte der ewigen Liebe.

Die Orte der Liebe, gibt es sie noch? Wo müssen wir suchen? Marie Luisa Kaschnitz spricht von den gleissenden Lichtern, welche die Sterne auf die bewegte Wasserfläche werfen. Hilft uns das weiter? – Vielleicht jenem, der weiss, dass das Wasser den Spiegel der Seele versinnbildlicht. Er steht zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten, dieser Spiegel. Das Licht darauf, gewiss, es könnte sich irren. Aber suchen – vielleicht könnte es sich lohnen.

Klopfzeichen

Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.

Wer soll dir Mut machen
am Abend, wer soll
die Läden herablassen,
wer soll dich stützen,
wenn das Hoftor erdröhnt
vom Faustschlag der Welt?

Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Niemand ruft dich; du hörst
nur den Wind.
Das Lied der Lerche
lügt dem Tod ins Gesicht;
die Welt, die dich lockt,
verschweigt ihr Gebrest.

Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Man lässt dich fallen, du sollst
dich verlassen;
so will es die Welt.
Sie reizt dich, sie hat
die Lerche erpresst; siehe, sie steht
auf prozellanenen Krallen.

Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Die Winde seien dir gut,
die Glut eines Herds
und am Abend die Grille.
Ihrem Lied lausche; es rauscht
in den Adern der Stille
so sanft wie dein Blut.

Gehe nicht weg von dir,
bleibe mit dir zusammen.
Wer soll neben dir sitzen
im Zimmer, wer soll
dir helfen zu schweigen?
Gehe nicht weg von dir;
die Welt steht auf Vogelkrallen,
ihr Gesang lügt.

Es gibt einen Trost in der Einsamkeit, und dieser Trost bist du. Ja, so sagt es Wolfdietrich Schnurre. Du bist dein Trost. Und du bist mehr. Du bist das Echte in einer Welt, die dich anlügt, die den Tod mit süssen Liedern verbirgt, die dich erpresst und dich fallen lässt. Aber du bist deine Kostbarkeit. Vertraue darauf. Mach dich stark. Du bist das Geschenk, das dir gemacht worden ist, dieses einmalige wunderbare Geschenk Leben. Gib dich nicht auf.

Das ist ein ganz ehrliches und ein sehr ernsthaftes, echtes humanes Gedicht. Am Abend, wenn alles schwer wird, weil uns dann alles entlarvt ist, da bleibt doch immer das, was wir sind. Und wenn wir das gefunden haben, dann finden wir auch den Frieden, den wir für unsere Ruhe notwendig haben.

Wanderers Nachtlied

Über allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Das ist nun wieder Goethe. Wer ausser ihm hätte wohl sonst noch mit so wenig Worten und in so weisem Umgang mit den formalen Mitteln ein so vollkommenes sprachliches Kunstwerk schaffen können? Es ist nicht etwa in Goethes Studierstube entstanden. Der Dichter hat es am 6. September 1780 auf einer Wanderung an die Bretterwand einer Jagdhütte auf dem Gockelhahn bei Ilmenau geschrieben. Ein spontan entstandenes, echt lyrisches Gebilde also. Spielerisch tanzt die Bewegung der Sprache bald in Zwei-, bald in Dreitaktern von Vers zu Vers, und die Reime schieben sich zwanglos dazwischen, ungekünstelt, frei und natürlich.

Goethe hat manches Abend- und Mondgedicht geschrieben. Gerne spricht er davon, wie Bedrängtes, Verworrenes oder doch unruhig Bewegtes seine Stille findet. In der Heimat des Schlafes löst sich für ihn die Seele von allem Belastenden und wird frei für neue Gegenwart, für neues Handeln, neues Streben.

Auch das Gedicht, das Johann Wolfgang Goethe für das beste lyrische Kunstwerk in deutscher Sprache gehalten und das er vor allen andern am innigsten geliebt hat, ist ein Abendgedicht gewesen, das bekannte, unsterbliche Abendlied von Matthias Claudius. Wir wollen es – zum Schlusse unserer Betrachtungen – in unsere Gedanken und in unser Gemüt aufnehmen. Es umfasst fast alles, was in unserer kleinen Übersicht aufgeklungen ist: die stille, märchenhafte, kindlichfreundliche

Abendpoesie, wie sie in den Gedichten von Christian Morgenstern und von Christine Busta gestaltet worden ist, die bangen Fragen und die Zweifel, von denen Georg Trakl, Wolfgang Borchert und Rainer Brambach und Günter Eich gesprochen haben – aber auch das geduldige Vertrauen, das sich in den Gedichten von Friedrich Hölderlin und Wolfdietrich Schnurre mitgeteilt hat.

Abendlied

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget.
Und aus den Wiesen steiget
Der weisse Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? –
Er ist nur halb zu sehn,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, lass uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Lass uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod.
Und wenn du uns genommen,
Lass uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und lass uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!